



Trivium

Revue franco-allemande de sciences humaines et sociales - Deutsch-französische Zeitschrift für Geistes- und Sozialwissenschaften

15 | 2013

La science pense en plusieurs langues

Kommunizieren oder einander verstehen?

Zur Sprachenordnung in den Geistes- und Sozialwissenschaften

Alain Supiot

Traducteur : Erika Mursa



Édition électronique

URL : <http://journals.openedition.org/trivium/4738>

DOI : 10.4000/trivium.4738

ISSN : 1963-1820

Éditeur

Les éditions de la Maison des sciences de l'Homme

Référence électronique

Alain Supiot, « Communizieren oder einander verstehen? », *Trivium* [Online], 15 | 2013, online erschienen am 09 Dezember 2013, abgerufen am 08 September 2020. URL : <http://journals.openedition.org/trivium/4738> ; DOI : <https://doi.org/10.4000/trivium.4738>

Ce document a été généré automatiquement le 8 septembre 2020.



Les contenus de la revue *Trivium* sont mis à disposition selon les termes de la Licence Creative Commons Attribution - Pas d'Utilisation Commerciale - Pas de Modification 4.0 International.

Kommunizieren oder einander verstehen?

Zur Sprachenordnung in den Geistes- und Sozialwissenschaften

Alain Supiot

Traduction : Erika Mursa

NOTE DE L'ÉDITEUR

Wir danken Alain Supiot sowie dem Gunter Narr Verlag für die freundliche Genehmigung, diesen Artikel in deutscher Übersetzung zu publizieren.

Nous remercions M. Alain Supiot ainsi que la maison d'édition Gunter Narr de nous avoir accordé l'autorisation de traduire ce texte pour le présent numéro.

»[Es ist] nicht das Denken [...], das das Zeichen hervorbringt, sondern das Zeichen, das das Denken <zu allererst> leitet.«
Ferdinand de Saussure¹

- 1 So wie die 36 Ansichten, die Hokusei vom Berg Fuji malte, so stellen die einzelnen Sprachen unterschiedliche Blickweisen auf einen Gegenstand dar, wobei man nicht sagen kann, die eine sei wahrer als eine andere, zeigt uns doch jede die Welt in einem einzigartigen Ausschnitt. Eine Sprache ist nicht auf eine andere reduzierbar, doch ist sie in eine andere übersetzbar, und in dieser Spannung zwischen Nicht-Reduzierbarkeit und Übersetzbarkeit von Wörtern geschieht die Arbeit des Denkens.
- 2 Dies gilt insbesondere für die Geistes- und Sozialwissenschaften, die alle den Menschen in seiner Ganzheit und in seiner Vielfalt zu verstehen suchen. Der eigentliche Gegenstand dieser Wissenschaften ist all das, was das menschliche Wesen im Einzelnen bestimmt und was es von allen anderen Wesen unterscheidet. Im Unterschied zu den Tieren hat der Mensch durch Sprache und Werkzeug Zugang zu einem Universum von Zeichen, das ihn von der Welt der Dinge gleichermaßen trennt und mit ihr verbindet.²

Jedes Neugeborene erlebt diesen Prozess des Menschwerdens aufs Neue, den André Leroi-Gourhan wie folgt beschreibt:

»[...] das Bild von Zeit und Raum ist ein ganz neues, als in der Menschheit die Fähigkeit entsteht, beide nochmals zu durchleben und zu sagen: »er war am Fluß, jetzt ist er bei uns, morgen wird er im Wald sein«. Für den Rest der lebendigen Welt haben Raum und Zeit keinen anderen ursprünglichen Bezug als den auf das viszerale System, auf das Labyrinth und auf die Muskeln. [...] Nichts davon hat sich beim Menschen geändert, darüber erhebt sich lediglich der gewaltige Symbolapparat, der den gesamten Hintergrund der cartesischen Perspektive einnimmt.«³

Während die Wissenschaften von der Natur das menschliche Wesen als rein biologisches Tier verstehen, begreift das Wissen von der Kultur es als symbolisches Tier und beschäftigt sich mit Entstehung, Inhalt und Wirkungen dieser mentalen Welt.

- 3 Doch wie der Dichter sagt: »quand on le laisse seul, le monde mental ment ... monumentalement«.⁴ Deshalb besteht für jede menschliche Gemeinschaft das erste Problem darin, zu einer gemeinsamen Vorstellung von der Welt zu gelangen – in einem Kontext, in dem selbstverständlich jeder die eigene Vorstellung durchzusetzen versucht. So ist auch zu verstehen, warum in den Anfängen der Geistes- und Sozialwissenschaften bei so unterschiedlichen Autoren wie Humboldt⁵ oder Saussure⁶ die Untersuchungen zur Sprache eine so wichtige Rolle spielten. Denn selbst unter der heute weit verbreiteten Annahme, dass in einer freien Welt alles Konvention, Verfahrensvereinbarung, willkürliche Festlegung von stets widerrufbaren Grenzen ist, dass keinerlei rechtliche Regel sich vom freien Willen des Individuums als letzter Instanz herleiten darf, bleibt auf dieser *tabula rasa* dennoch eine nicht weiter reduzierbare heteronome Figur – nämlich die der Sprache.
- 4 Wenn der »Wortbildner«, wie Platon schreibt, dieser »Gesetzgeber, von allen Künstlern unter den Menschen der seltenste«⁷ ist, dann deshalb, weil er sich im Allgemeinen hinter dem Gesicht unserer Mutter verbirgt. Die Muttersprache, erste Quelle der Sinnggebung, ist zugleich die erste unter den dogmatischen Grundlagen, die für die Konstituierung des Subjekts unerlässlich sind. Die Freiheit, die sie jedem gibt, zu denken und sich auszudrücken, wie er will, setzt voraus, dass alle die Grenzen akzeptieren, die den Wörtern, aus denen sie besteht, ihren Sinn verleihen. Ohne deren radikale Heteronomie gäbe es keine Autonomie. Eine Welt, in der jeder seine Sprache neu erfinden müsste oder wollte, wäre eine Welt von geistig Erkrankten. Und auch jenem droht geistige Verwirrung, der in seine einzige sprachliche Sicht von der Welt eingeschlossen und unfähig ist, sich andere Sichtweisen vorzustellen, die gleichermaßen legitim sind, da sie nicht weniger wahr oder falsch als seine eigene sind. Hier offenbart sich die Ambivalenz der Dogmatik, die in sprachlichen, ebenso wie in rechtlichen oder religiösen Dingen gleichermaßen unerlässliche Grundlage wie auch tödliche Bedrohung für das Denken darstellen kann. Die Frage der Sprachenordnung ist daher entscheidend, weil die Macht zu bezeichnen, Kategorien des Denkens zu begründen, die normative Macht *par excellence* ist, weil die Heteronomie der Sprache Bedingung für die Autonomie des menschlichen Wesens ist. Es geht hier also nicht um eine technische Frage, sondern um eine institutionelle Frage im eigentlichen Wortsinn, nämlich um die Institution der menschlichen Vernunft.
- 5 Diese Selbstverständlichkeit wird durch die gegenwärtige *doxa* verdeckt, wonach Sprache ein einfaches Werkzeug, ein Kommunikationsinstrument ist, so etwas wie ein digitaler Code, mit dessen Hilfe ein Signal von einem Sender zu einem Empfänger

übertragen wird. Eine verblüffende Sichtweise, die postuliert, das sprechende Subjekt brauche kein »Ich«, um zu existieren. Wenn man Sprache so als reine Angelegenheit von Signalen versteht, kann das Sprachproblem in eine technische Frage verwandelt werden. Dann genügte es, sich wie innerhalb eines Hertz'schen Wellennetzes auf einen Typus von Signal zu verständigen, um »Kommunikation« zwischen den Menschen herzustellen und ihnen zu ermöglichen, aus freien Stücken eine sich selbst transparente politische Gesellschaft zu begründen. Verständlich, dass sich aus solcher Perspektive der Rückgriff auf eine faktische Einsprachigkeit in den internationalen Politik- und Wissenschaftsbeziehungen als Evidenz aufzudrängen scheint. Wäre nicht der beste Weg zur Verständigung, sich ein für allemal auf eine und nur eine einzige Sprache zu verständigen und alle anderen in der Abteilung für regionale Spezialitäten neben Olivenöl, Camembert oder Frankfurter Würstchen unterzubringen?

- 6 Zu einer solchen kulturellen Nivellierung neigen natürlicherweise die Institutionen der EU, die sich in diesem Punkt nicht von anderen Organisationen unterscheiden, denen es um die Liberalisierung des internationalen Handels geht. Die Euro-Geldscheine veranschaulichen diese Nivellierung auf besonders eklatante Weise. Eigentlich hätte diese gemeinsame Währung zum symbolischen Ort werden können, an dem das unermessliche kulturelle Erbe Europas gemeinsam präsentiert wird; statt dessen ging man daran, sämtliche Spuren davon zu tilgen. Dieses Bestreben, die Vielfalt der Kulturen auszulöschen, verbindet sich dabei mit einer tiefen Unkenntnis von der symbolischen Funktion des Geldes, wie es wichtige Wirtschaftswissenschaftler gezeigt haben.⁸
- 7 Auch wenn eine europäische Richtlinie den Respekt der sprachlichen Vielfalt vorschreibt, ist der EU-Richter bemüht, diese ihres Sinns zu entleeren. Die Art und Weise, wie er Texte »auslegt«, die Mehrsprachigkeit im Warenverkehr vorschreiben, ist geradezu eine Karikatur dieser sprachlichen Normierung. Wenn also eine EU-Richtlinie fordert, dass Lebensmittelprodukte, die auf den Markt gebracht werden, mit Etiketten »in einer dem Käufer leicht verständlichen Sprache«⁹ versehen werden, dann konnte der französische Gesetzgeber annehmen, dass in Frankreich die »dem Käufer leicht verständliche« Sprache die französische ist und folglich vorschreiben, »alle Angaben auf dem Etikett müssen leicht verständlich und in französischer Sprache abgefasst sein und dürfen keine anderen Abkürzungen als die in dieser Regelung oder in internationalen Übereinkommen vorgesehenen enthalten«¹⁰. Ein Händler, der verklagt wurde, weil er seine Produkte nur in englischer Sprache etikettiert auf den Markt gebracht hatte, rief den Europäischen Gerichtshof an. Dieser erklärte für rechtens, das französische Gesetz hätte »die Möglichkeit zur Verwendung einer anderen, für den Käufer leicht verständlichen Sprache«¹¹ gestatten müssen. Was mochte wohl diese »andere Sprache« in der Vorstellung unserer hohen Richter sein? Sicher nicht Deutsch oder Griechisch, das viele von ihnen nicht beherrschen. Sie konnten nur Englisch im Kopf haben, eben jene Sprache, in der die strittigen Produkte ausgezeichnet waren.¹² Auch wenn die Distanz zwischen den Richtern in Luxemburg und den Völkern, deren Schicksal sie regeln, noch so immens ist, mag man kaum glauben, dass jene nicht wissen, dass Französisch die einzige »leicht verständliche« Sprache für das einfache französische Volk ist, das in den Supermärkten einkauft (ebenso wie in Deutschland Deutsch, in Spanien Kastilisch usw.). Diese Rechtsprechung *contra legem* kann nur Ausdruck eines *politischen* Willens sein, allenthalben Englisch durchzusetzen, denn aus wirtschaftlicher Sicht, auf die sich die hier verletzte Richtlinie bezieht, ist die Wahrung des Verbraucherrechts auf Information eine Bedingung für die Transparenz der Märkte

und verlangt daher, dass die tatsächlichen und nicht die erwünschten sprachlichen Fähigkeiten berücksichtigt werden.

- 8 Aber, so könnte man einwenden, was für den Warenverkehr gilt, muss nicht notwendigerweise für den Ideenverkehr gelten. Besteht das Ideal der Wissenschaftlergemeinschaft letztlich nicht darin, in einer einzigen Sprache kommunizieren zu können, gestern in Latein, heute in Englisch?¹³ Dies ist ganz offensichtlich Ziel der europäischen Institutionen, und alle Forscher wissen sehr wohl, dass es höchst empfehlenswert ist, auf die Ausschreibungen der Direktion für Forschung der Europäischen Kommission auf Englisch zu antworten. In den bilateralen Forschungsbeziehungen zwischen den einzelnen Ländern zeigen objektive Indikatoren (zum Beispiel das Erlernen der jeweils anderen Sprache oder die Zahl der Übersetzungen von Werken nicht-englischen Ursprungs¹⁴), dass sich ein beschleunigter Verfall des »europäischen öffentlichen Raums« vollzieht, wobei sich jedes einzelne Land immer ausschließlicher der anglophonen Welt zuwendet und seine nächsten Nachbarn ignoriert. Das imperiale Modell, das sich auch auf intellektuellem Gebiet durchsetzt (viel schneller und weitreichender als auf politischem Gebiet), befähigt uns immer weniger zu einem eigenen europäischen Denken, das durch die sprachliche Erfahrung von der Diversität der Kulturen genährt wäre.
- 9 Derart zu meinen, man verstünde sich besser, wenn man sich einer einzigen Sprache bedient, ist vielleicht in den experimentellen Wissenschaften gerechtfertigt, wo von natürlichen Gegenständen die Rede ist. Die Sonne wird weiterhin scheinen, ganz gleich, ob man sie *le soleil*, *il sole* oder *the sun* nennt. Warum sollte man sich also nicht ein für allemal auf *the sun* einigen? Ehrlich gesagt, selbst hier tauchen Zweifel auf. Italiener, die in London leben, wissen aus eigener Erfahrung, dass *il sole* wärmer und leuchtender scheint als *the sun*. Die Eskimo haben zwanzig verschiedene Wörter für Schnee, wo wir nur eines haben: benötigte unsere wissenschaftliche und experimentelle Kenntnis der Welt nicht das Wissen der Eskimos über den Schnee?
- 10 Was aber schon im Bereich der Wissenschaften von der Natur zweifelhaft ist, ist in den Geistes- und Sozialwissenschaften, die alle letztlich Interpretationswissen sind, ganz offenkundig falsch. Ich kann zu diesem Punkt nur an die Empfehlungen des Nationalen Rates für die Entwicklung der Geistes- und Sozialwissenschaften in Frankreich erinnern:

»Häufig wird die Sprache als Hindernis angeführt, um die schwache Beteiligung französischer Forscher am internationalen Leben ihrer Disziplin zu erklären. Der Rat teilt diese Meinung, doch rät er, von zwei gleichermaßen überzogenen Haltungen Abstand zu nehmen: Dies wäre auf der einen Seite die ausschließliche Verwendung des Französischen, wobei die Verteidigung der Frankophonie über die Erfordernisse der Wissenschaftlergemeinschaft gestellt würde, auf der anderen Seite die ausschließliche Verwendung des Englischen, wonach der generelle Gebrauch des Englischen vermeintlich genüge, um das Sprachenproblem zu lösen.

Für die Kommunikation in den Wissenschaften von der Natur, die keine kulturellen und damit sprachgebundenen Phänomene zum Gegenstand haben, ist Englisch gewiss ausreichend. In den Wissenschaften vom Menschen ist Englisch ein bequemes und häufig unerlässliches Werkzeug für oberflächlichen Austausch, jedoch notorisch unzulänglich, um den Anforderungen ernsthafter Forschung zu genügen. Der hermeneutische und qualitative Charakter der Humanwissenschaften verleiht den natürlichen Sprachen einen Status, der sich sehr stark von dem in den Naturwissenschaften unterscheidet. Die Sprache ist ein kulturelles Faktum [*fait de culture*] und kann nicht auf ein einfaches Kommunikationsinstrument reduziert werden: Juristische Institutionen, literarische Konzepte, historische Ereignisse

können nur verstanden werden, wenn man deren enge Bindung an sprachliche Ausdrucksformen erkennt. Eine Politik des rein Englischen würde in zahlreichen Forschungsfeldern zur Verödung führen.

Die erforderlichen sprachlichen Kompetenzen sind in den Humanwissenschaften je nach Disziplin unterschiedlich. Man kann sich schwerlich einen guten Kunsthistoriker vorstellen, der nicht in der Lage wäre, Italienisch zu lesen, einen Philosophen, der nicht Deutsch lesen könnte, einen Altertumsforscher, Wissenschafts- oder Rechtshistoriker, der nicht Latein oder Griechisch liest, einen Islamforscher, der nicht Arabisch liest, ganz zu schweigen von den Orientalisten, die sehr viel Zeit für das Erlernen seltener Sprachen aufbringen müssen.

Es ist offensichtlich, dass die mündliche und schriftliche Beherrschung eines Basis-Englisch heute für jeden Forscher auf internationalem Niveau unerlässlich ist. Doch ist es falsch zu meinen, eine solche Zweisprachigkeit genüge, um die Sprachenfrage in den Wissenschaften vom Menschen und der Gesellschaft zu regeln. Würde man den Schwerpunkt ausschließlich aufs Englische legen, könnte dies das Erlernen anderer Sprachen verhindern, deren (zumindest passive) Beherrschung in zahlreichen Disziplinen für seriöse Forschung unerlässlich ist. Dieser Spracherwerb setzt jedoch eine frühzeitige Sensibilisierung für Fremdsprachen in ihrem Reichtum und ihrer Vielfalt voraus.«¹⁵

Diese Anmerkungen gelten uneingeschränkt für die Untersuchung von Institutionen, die allesamt sprachliche Konstruktionen sind und nicht ohne Verluste in eine einzige sprachliche Form gegossen werden können. Das Deutsche sagt *Ich habe (das) Recht* und erklärt damit gleichermaßen, dass man das Recht [franz. *droit*] auf etwas hat und dass man in einer Sache Recht [franz. *raison*] hat, also richtig liegt. Auch das Englische verbindet die beiden Ideen von Recht und Vernunft, doch wird das Recht dem Bereich des Habens zugeordnet (*I have the right*), während die Vernunft zum Bereich des Seins gehört (*I am right*). Das Französische wiederum denkt keinen Augenblick daran, dass Recht etwas mit Vernunft zu tun haben könnte. Und die Idee selbst des Rechts, des objektiven Rechts, verstanden als ein Regelsystem, das auf der Autorität des Gesetzes gründet, diese Idee des *ius*, das im römischen Recht von *lex* unterschieden wurde (vgl. z. B. Institutes von Gaius, 1–3), lebt nur in der römisch-germanischen Kultur weiter. Da wo wir Recht und Gesetz, *le Droit* und *la Loi*, unterscheiden, kennt das Englische nur das Gesetz: *law*.

- 11 Diese Unterschiede in der juristischen Kultur, die unsere grundlegenden Konzepte betreffen, finden sich natürlich im Detail im gemeinschaftlichen Recht wieder. Um sich davon zu überzeugen, genügt es, die verschiedenen sprachlichen Versionen einer beliebigen EU-Richtlinie zu vergleichen. Nehmen wir beispielsweise die Richtlinie vom 11. März 2002 zur Festlegung eines allgemeinen Rahmens für die Unterrichtung und Anhörung der Arbeitnehmer in der Europäischen Gemeinschaft. In der französischen Version wird vorgeschrieben, diese Anhörung zu führen, »en vue d’aboutir à un accord«. Für einen französischen Juristen gibt es keinen Zweifel: Es handelt sich um eine kollektive Einigung, also eine kollektive Vereinbarung [franz. *convention collective*], die eine doppelte, nämlich eine bindende und eine normative Wirkung hat. In der englischen Version geht es aber darum: »the consultation shall take place in order to reach an agreement«, also ein »collective agreement« ohne jegliche juristische oder auch nur vertragliche Kraft. Und im Deutschen heißt es: »Die Anhörung erfolgt mit dem Ziel, (...) eine Vereinbarung zu erreichen«. Vereinbarung also, nicht Vertrag: es geht darum, eine Verständigung zu erzielen, die mit den Interessen des Unternehmens zu vereinbaren ist, um einen Akt von bindender Kraft, der jedoch keine kollektive Vereinbarung ist. Würde man sich allein auf die englische Version einigen, würde man

die Ideen des »accord collectif« und der »Vereinbarung« bei den Anhörungsverfahren der Arbeiter gleichsam aus dem Gemeinschaftsrecht entfernen.

- 12 Sich auf eine einzige Sprache als offizielle Sprache der EU festzulegen hieße, mit einem Schlag jene berühmte kulturelle Vielfalt auszulöschen, die allenthalben als der große Reichtum Europas gerühmt wird. Und wäre diese Sprache das Englische, wofür alles spricht, führte dies dazu, dass die römisch-germanische juristische Kultur zugunsten der alleinigen Kultur des *common law* liquidiert würde. Aber, werden Sie sagen, warum sollten wir dies nicht tun, wo doch eine Mehrheit der Europäer diese politische, kulturelle und institutionelle Angleichung wünscht?
- 13 Wir sollten es nicht tun, weil es nicht funktionieren wird. Und dabei gelangen wir zum Kernpunkt alten juristischen Wissens: Es gibt keine Identität ohne Grenzen, und wer seine Grenzen nicht in sich selbst findet, findet sie außerhalb seiner selbst. Die Europäisierung oder die Globalisierung als einen Prozess zu denken, der Unterschiede beseitigt und Glaubenshaltungen uniformiert, hieße, den künftigen Untergang vorzubereiten. Die eigenen Kategorien des Denkens für universell zu halten und sie dem Rest der Welt auferlegen zu wollen, ist der sicherste Weg in die Katastrophe. Das alte Europa, das diesen Weg so viele Male gegangen ist, weiß dies nur zu gut. Insbesondere Frankreich, das von Waterloo bis Diên Biên Phu letztlich immer wieder an die Grenzen seiner universalistischen Ambitionen stieß. Die Utopie von einer globalisierten Welt, die in englischer Sprache innerhalb der gemeinsamen Werte des Marktes und der Demokratie kommuniziert, birgt die gleiche Art von Enttäuschungen in sich. Das Englische – wir meinen hier das *basic English* und nicht die Sprache Shakespeares – ist ein praktisches Kommunikationsinstrument und in vielerlei Hinsicht unersetzlich. Doch will man eine Gesellschaft konstituieren, genügt es nicht zu kommunizieren. Man muss sich auch verstehen. Im Unterschied zur Kommunikation, bei der es nur um den Austausch von *inputs* und *outputs* zwischen Sender und Empfänger geht,¹⁶ ist Verstehen ein notwendigerweise reflexiver Prozess. Sich verstehen heißt einander verstehen, aber es heißt auch, sich selbst verstehen. Wie Rimbaud sagte, »Ich ist ein anderer«, daher kann man sich nicht verstehen, wenn man nicht lernt, was uns von anderen unterscheidet.¹⁷ Dieses Lernen kommt nicht ohne die Mühe des Übersetzens aus, die der Motor komparativen Denkens ist. Wer die Vielfalt der Sprachen nicht erlernt, läuft Gefahr, immer mehr zu kommunizieren und sich immer weniger zu verstehen.
- 14 Aus Sicht der Forschung besteht das Problem nicht darin, diese oder jene Sprache gegenüber dem Englischen »zu verteidigen«; es geht darum, die Fähigkeit der Menschheit zu verteidigen, sich selbst in ihrer unendlichen Vielfalt zu verstehen. Wir sehen uns hier mit einer tief verwurzelten Ambivalenz der Sozialwissenschaften konfrontiert. Als Erbe der Theologie an den Universitäten binden sie sich an ein Wertesystem und neigen dazu, die herrschende politische Sprache zu übernehmen: gestern Latein, als »Sprache der Christenheit«, Französisch als »Sprache der Zivilisiertheit« oder Deutsch als »Sprache der Kultur«; heute Englisch als »Sprache des Handels und der Demokratie«. Doch die Sozialwissenschaften sind auch Ort kritischen Denkens (wie es die Theologie von Abélard¹⁸ bis Ockham¹⁹ ebenfalls war), und als solche dürfen sie nicht in die Falle der Wörter tappen, eine Falle, gegen die Mehrsprachigkeit nach wie vor den besten Schutz bietet. Die Blüte der großen amerikanischen Universitäten gründet weitgehend auf deren bemerkenswerter Fähigkeit, die in verschiedenen Sprachen ausgebildete Intelligenz aus der ganzen Welt anzuziehen und

vor Ort zu halten. In gleicher Weise wird die Blüte der europäischen Universitäten von deren Fähigkeit abhängen, intellektuelles Sammelbecken für eine Vielfalt von Denkweisen zu werden. Dabei werden jene oben schwimmen, die es verstanden haben, sich auf die Vielfalt der Sprachen zu stützen, anstatt deren Verschwinden voranzutreiben.

- 15 Europa braucht daher erstens eine wirklich gemeinsame Politik zur Unterstützung aller seiner Sprachen, einschließlich der alten und regionalen. Dass Europas Kinder mehrere Fremdsprachen lernen, ist keine »subsidiäre« Frage, die man dem Ermessen der Staaten oder Individuen überlassen kann. Es ist die erste Bedingung dafür, dass in den nachfolgenden Generationen wirkliche Bürger Europas heranwachsen, die in der Lage sind, die Vielfalt und die historische Tiefe der Kulturen zu erfassen. Für die Forschung heißt dies, dass jedem Doktoranden oder Post-Doc ermöglicht werden sollte, mit finanzieller Unterstützung der EU mindestens ein Forschungsjahr in einem anderen Land zu verbringen. Eine solche Investition wäre aus Sicht der Geisteswissenschaften weitaus einträglicher als alle Ausschreibungen vom Typ des Rahmenprogramms der EU-Kommission oder als Institute wie jenes in Florenz – die allesamt Instrumente der sprachlichen und konzeptuellen Normierung sind. Bei den Marie-Curie-Stipendien wiederum geht es zwar tatsächlich darum, die Mobilität junger Forscher zu fördern, und man kann nur wünschen, dass deren Zahl zunimmt. Aber auch hier müssen die Bewerbungen auf Englisch, der einzig anerkannten Experten-Sprache, eingereicht werden. So muss ein junger Deutscher, der einen geisteswissenschaftlichen Forschungsaufenthalt in Italien plant, sein Vorhaben auf Englisch präsentieren. Dies lässt vermuten, dass das Projekt von einem Experten beurteilt wird, der weder Deutsch noch Italienisch versteht. Welch ein Experte ist das!
- 16 Europa braucht zweitens für das gute Funktionieren seiner Institutionen (Parlament, Kommission, Rat und Gerichtshof) eine begrenzte Zahl von Arbeitssprachen, die dafür sorgen, dass seine großen juristischen Kulturen im Gewebe des gemeinschaftlichen Rechts präsent bleiben. Vorzugeben, diese Institutionen könnten mit 21 offiziellen – gleichberechtigten – Sprachen funktionieren, ist eine kostspielige Heuchelei, die dazu dient, die faktische Einsprachigkeit zu kaschieren und die Sprachenfrage der demokratischen Diskussion zu entziehen. Die Zeit ist reif dafür, dass eine solche Diskussion eröffnet und entsprechende Entscheidungen getroffen werden.²⁰
- 17 Die Wissenschaftler sollten an erster Stelle stehen, wenn es um die Schaffung eines wirklichen Gemeinns, *sensus communis*, geht, der auf dem Erlernen unserer Unterschiede und nicht auf der Illusion ihres Verschwindens gründet. Dabei dürfte die Erfahrung Japans besonders lehrreich sein. Nachdem Japan von der Meiji-Periode an beschlossen hatte, bei den westlichen Ländern in die Lehre zu gehen, um nicht zu deren Vasallen zu werden, unternahm man ein Jahrhundert lang enorme Anstrengungen, um sich aus Europa stammende wissenschaftliche und institutionelle Konzepte (die nicht ohne Bezug zueinander sind), sprachlich anzueignen. So sind die meisten Konzepte, deren sich unsere japanischen Kollegen heute bedienen (ganz grundlegende Konzepte wie Recht, Philosophie, Soziologie oder Wirtschaft inbegriffen) von Anfang bis Ende in minutiöser Kleinarbeit durch die Angleichung japanischer Denkkategorien an jene aus Deutschland, Frankreich, England oder den Vereinigten Staaten entstanden. Dies war nur möglich durch permanente Auseinandersetzung mit der Vielfalt der westlichen Sprachen und nicht durch die Anpassung an eine einzige. In starkem Kontrast dazu steht die Situation in vielen Ländern des Südens, die den Denkweisen der einstigen

Kolonialmacht unterworfen wurden, ohne dass man ihnen die geringste Chance eingeräumt hätte, sich selbst die Moderne anzueignen. Das heißt, ohne die geringste Chance, ihre eigene Sicht vom Menschen und von der Gesellschaft zu Gehör zu bringen. Und während sich heute europäische Forscher in gleicher Weise wie die kolonisierten Völker von gestern reihenweise zur Sprache der herrschenden Macht bekehren, wachen japanische Universitäten darüber, bei ihren Mitgliedern die Vielfalt an sprachlichen Kompetenzen zu erhalten, um in der Lage zu sein, die Entwicklung des zeitgenössischen Denkens im Westen in all seiner Komplexität zu erfassen. Auf die Idee, dass Englisch dazu ausreichen könnte, kommen sie erst gar nicht.

- 18 Vielleicht werden sie einst ihre Meinung ändern, wenn die europäischen *social sciences* in einigen Jahren nur noch ein einheitliches Denken in einer einheitlichen Sprache auszudrücken vermögen. Dagegen ist es höchst unwahrscheinlich, dass chinesische und japanische Gelehrte jemals dem heute in Europa verbreiteten Glauben anhängen werden, wonach Englisch notwendig und ausreichend sei, um den Menschen und die Gesellschaft zu studieren. Englisch nicht mehr und nicht weniger als irgendeine andere westliche Sprache. Denn in einer Ein-Silben-Sprache mit ideographischer Schrift wie dem Chinesischen funktioniert ein Wort als lautliches oder graphisches Emblem.²¹ Diese Sprache, die keine Flexion kennt und ebenso reich an Vokabular wie arm an Phonemen ist, neigt weniger zur Abstraktion als vielmehr zur Evokation der konkreten Vielfalt von Menschen, Dingen und Gefühlen. Das sprachliche Zeichen dient dabei eher dazu, Dinge zu verkörpern, als sie in eine abstrakte Struktur einzuordnen. Die alphabetische Schrift und die Flexion der Wörter mit der dadurch bedingten sparsameren Verwendung von Zeichen vermitteln den Europäern eine unendlich abstraktere Vorstellung von der Welt. Diese Fähigkeit zur Abstraktion wurde für uns sogar zum Privileg der Hochkultur, wobei jedes große westliche Land von sich behauptet, seine Sprache eigne sich dazu am Besten, und alle stimmen in der Verehrung für mathematisch knappe Äußerungen überein. Ganz anders im Chinesischen, wo das Wort oder das Zeichen, das dafür steht, umso größere Kraft besitzen, je enger sie an die Handlung oder Sache herankommen, die sie bezeichnen. Wie wir aber wissen, hat die chinesische Schrift die Kultur aller Länder im Fernen Osten beeinflusst. Wenn die japanische Schrift bis in unsere Zeit die Verwendung des *kanji*, des chinesischen Ideogramms, beibehalten hat, dann wegen seines emblematischen Wertes, seiner Kraft, etwas konkret zu evozieren. In diesen Kulturen herrscht ein instinktives Misstrauen gegenüber jenen, die Vielfalt und Unbeständigkeit des Seienden in abstrakte Kategorien einordnen wollen. Der hellwache Sinn dafür beseelt die 36 Ansichten des Berges Fuji, und deshalb zeigen diese so anschaulich, weshalb man mehrere Sprachen verwenden muss, um eine Chance zu haben, sich zu verstehen.

BIBLIOGRAPHIE

Aglietta, M. / Orléan, A. (Hg.) (1998): *La monnaie souveraine*, Paris: O. Jacob.

Blumenberg, H. (1988): *Die Legitimität der Neuzeit*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

- Breton, P. (1992): *L'utopie de la communication*, Paris: La Découverte.
- Conseil national du développement des sciences humaines et sociales (2001): *Pour une politique des sciences de l'Homme et de la société*, Paris: PUF.
- De Saussure, F. (1967 [1915]): *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, hrsg. von Charles Bally und Albert Sechehaye, übers. von Herman Lommel, 2. Aufl. Berlin: Walter de Gruyter & Co.
- De Saussure, F. (2003 [2000^[5]]): *Wissenschaft der Sprache*, hrsg. und übers. von Elisabeth Birk und Mareike Buss, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Ernout, A. / Meillet, A. (2001): *Dictionnaire étymologique de la langue latine*, Paris: Klincksiek.
- Granet, M. (1985 [1934]): *Das chinesische Denken*, übers. von Manfred Porkert, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Humboldt, W. v. (1963): »Schriften zur Sprachphilosophie«, *Werke in fünf Bänden, Bd. III*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Humboldt, W. v. (2000): *Sur le caractère national des langues, et autres écrits sur le langage*, Paris: Éd. du Seuil.
- Jolivet, J. / Habrias, H. (Hg.) (2001): *Pierre Abélard à l'aube des universités*, Actes de la conférence internationale, Nantes: Presses de l'Université de Nantes.
- Lefebvre, J.-P. (2002): »La question des traductions«, in: *La recherche française sur l'Allemagne*, Sonderausgabe von *Allemagne d'aujourd'hui*, November.
- Legendre, P. (1994): *Dieu au miroir. Essai sur l'institution des images*, Paris: Fayard.
- Leroi-Gourhan, A. (1980 [1964/65]): *Hand und Wort – Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst*, übers. von Michael Bischoff, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Nies, F. (Hg.) (2002): *Spiel ohne Grenzen? Zum deutsch-französischen Transfer in den Geistes- und Sozialwissenschaften*, Tübingen: Gunter Narr. Frz. Übers.: Ders. (Hg.) (2004 [2002]): *Les enjeux scientifiques de la traduction. Echanges franco-allemands en sciences humaines et sociales*, Paris: Editions de la Maison des sciences de l'homme.
- Platon (1991): »Kratylos«, *Sämtliche Werke in zehn Bänden*, Griechisch und Deutsch. Nach der Übersetzung Friedrich Schleiermachers, ergänzt durch Übersetzungen von Franz Susemihl und anderen, hrsg. von Karlheinz Hülsner, Frankfurt/M: Insel, Bd. 3, S. 103–267.
- Prévert, J. (1992): »Il ne faut pas«, *Paroles, Œuvres complètes*, Paris: Gallimard (La Pléiade).
- Rey, A. (Hg.) (1992): *Dictionnaire historique de la langue française*, Paris: Robert.
- Sfez, L. (1988): *Critique de la communication*, Paris: Seuil.
- Supiot, A. (2003): »Fünf Fragen zur Konstituierung einer politischen Gesellschaft«, *Kritische Vierteljahresschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft*, 3, S. 235–248.
- Thuillier, P. (1995): *La grande implosion*, Paris: Fayard.
- Waquet, F. (1998): *Le latin ou l'empire d'un signe XVIe-XXe siècle*, Paris: Albin Michel.
- Waquet, F. (2003): *Parler comme un livre. L'oralité et le savoir (XVIe-XXe siècle)*, Paris: Albin Michel.

NOTES

1. De Saussure (2003 [2002]), S. 109.

2. Im klassischen Latein hat *signum* ganz allgemein die Bedeutung von Unterscheidungsmerkmal, Abdruck und bezeichnet gleichermaßen Schilder und Standarten, Malereien und Skulpturen ebenso wie den eine Person unterscheidenden »Vornamen« oder auch das Signal, die Losung, das Vorzeichen oder das Symptom. Es entspricht dem griechischen *sēma* (wovon sich ›Semantik‹ herleitet). Im Französischen diente es von Anfang an zur Bezeichnung für etwas, was auf die Existenz einer abwesenden Sache schließen lässt. Bedeuten (*signifier*) und Bedeutung (*signification*) nahmen sehr früh den juristischen Sinn an von ›zustellen‹, ›eine Urkunde offiziell den Adressaten zur Kenntnis bringen‹ (vgl. Rey [1992], »signe«; Ernout / Meillet [2001], »signum«).
3. Leroi-Gourhan (1980 [1964/65], S. 359).
4. Prévert, S. 139 [»Auf sich allein gestellt / ist die mentale Welt / von Lügen durchzogen / monumental verbogen«, Übersetzung E.M.].
5. Vgl. Humboldt (1963); frz. Humboldt (2000).
6. Vgl. neben den berühmten *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, einem Werk aus zweiter Hand, de Saussure (2003 [2000]).
7. Vgl. Platon (1991), 389a, S. 125.
8. Vgl. Aglietta / Orléan (1998).
9. Richtlinie 79/112/EWG des Rates vom 18. Dezember 1978, Artikel 14.
10. Code de la consommation (Verbraucherschutzgesetz), Artikel R 112-8 zur Umsetzung der EU-Richtlinie.
11. Urteil des Gerichtshofs in der Rechtssache C-366/98 vom 12. September 2000.
12. Im vorliegenden Fall handelte es sich um Flaschen mit englischem Cider, der nichts mit bretonischem Cidre zu tun hat ... und im Übrigen in der Bierabteilung verkauft wurde. (Recueil Dalloz, 2001, 1458, Anmerkung J.-M. Pontier).
13. Vgl. zu dieser Sprachenfrage im wissenschaftlichen Austausch Waquet (1998) und Waquet (2003).
14. Vgl. Lefebvre (2002), S. 145, und vor allem Nies (2002).
15. Conseil national du développement des sciences humaines et sociales (2001), S. 63 f.
16. Zur Kritik dieses Konzepts vgl. Breton (1992); Sfez (1988); Thuillier (1995).
17. Zur Tragweite dieser Formulierung aus der Perspektive der Institution des Subjekts vgl. Legendre (1994), S. 75.
18. Vgl. Jolivet / Habrias (2001).
19. Zur Scharnierfunktion, die der Nominalismus bei der Entstehung des modernen Denkens einnahm, vgl. Blumenberg (1988).
20. Zu diesem Punkt erlaube ich mir den Hinweis auf Supiot (2003).
21. Vgl. Granet (1985 [1934]), S. 5259.

INDEX

Mots-clés : sciences humaines et sociales, langue, communication

Schlüsselwörter : Geistes- und Sozialwissenschaften, Sprache, Kommunikation

AUTEURS

ALAIN SUPIOT

Alain Supiot ist Professor am Collège de France. Nähere Informationen finden Sie hier.